This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Otto Bremer.
20.8.92.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

ÜBER DEN IWEIN

DES HARTMANN VON AUE

EIN VORTRAG

VON

LUDWIG BLUME

PROFESSOR AM K. K. AKADEMISCHEN GYMNASIUM IN WIEN

WIEN

ALFRED HÖLDER

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER

1879

T153.4
J153

BREMER

UNIV OF
CALIFORNIA

Druck von J. B. Wallishausser in Wien.

Vorwort.

Mehrfacher Aufforderung von befreundeter Seite folgend übergebe ich diese in ihrer Form zunächst auf die Wirkung des gesprochenen Wortes berechnete Arbeit dem Drucke. Ich tue es um so bereitwilliger, als ich in derselben einige für die Beurteilung des höfischen Epos und speciell für die Erklärung des Iwein nicht unwesentliche Gesichtspunkte aufgestellt zu haben glaube. Meine über das Verhältnis Hartmanns zu seiner französischen Quelle ausgesprochenen Ansichten gedenke ich in einer für den engeren Kreis der Philologen bestimmten Fortsetzung meiner Arbeit demnächst im einzelnen zu erweisen. Im allgemeinen, glaube ich, werden sie bei dem heutigen Stande der Forschung keinem Widerspruche begegnen. An der Lösung einiger hinsichtlich des höfischen Epos überhaupt aufgestellter Probleme hoffe ich mich in nicht zu ferner Zeit selbst zu beteiligen. In Bezug auf die ästhetische, ethische und culturhistorische Würdigung der mittel-

M89107

alterlichen Epik (nicht bloss der höfischen) ist fast alles erst noch zu tun, und selbst was in früherer Zeit von einigen bedeutenden Männern hiefür getan wurde, bedarf heute neuerlicher Untersuchung. Ich glaube übrigens es sind Anzeichen vorhanden, dass die Fachgenossen diesem bisher nur zu sehr vernachlässigten Gebiete ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnen. Es wäre mir eine grosse Freude, wenn auch die vorliegende Schrift nach dieser Seite hin anregend wirken möchte.

Wien, 15. Oktober 1878.

Ludwig Blume.

ÜBER DEN

IWEIN DES HARTMANN VON AUE.

Das Rittertum, und mit ihm die ritterliche Poesie, entstand vor Beginn des 12. Jahrhunderts in romanischen und nicht allzu lange Zeit vorher romanisirten Ländern, und verbreitete sich von da im Laufe des 12. Jahrhunderts mit den Kreuzzügen nach Deutschland, nach dem Norden und Osten Europas, in die ganze christliche Welt. In Deutschland fällt seine Blüte, namentlich auf literarischem Gebiete, in das letzte Viertel des 12. und in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Seine Traditionen dauerten aber noch über die Frist von drei Jahrhunderten hinaus in ganz Europa, soweit es für die damalige abendländische Geschichte in Betracht kommt, fort. Freilich werden sie in dieser Zeit durch neu aufstrebende Ideen und das andern Zielen zugewandte geschichtliche Leben mehr und mehr beschränkt und verkümmert, bis sie zuletzt zu geistlosen, bizarren Formen geworden, für die veränderte Welt nicht mehr passen. Aber das dem wirklichen Leben längst entfremdete, und in der französischen und deutschen Dichtung bereits im 13. Jahrhundert auf traurige Abwege geratene Rittertum findet doch noch im 16. Jahrhundert durch Ariost und Tasso eine glänzende Verherrlichung. Wie die Sonne kurz vor ihrem Untergange sich noch einmal flammend am Horizonte emporhebt, so leuchten die Ideen des Rittertums in den grossen Epen der beiden Italiener noch einmal auf, um bald darauf, ein halbes Jahrtausend seitdem sie zuerst in Erscheinung getreten, und in demselben Lande, das wir mit grosser Wahrscheinlichkeit für ihre Heimat halten dürfen, in Spanien, durch Cervantes-Saavedra dem

schlimmsten und schnellsten Ende entgegen geführt zu werden, das der Satyriker bereitet, indem er sein Opfer dem Fluche der Lächerlichkeit Preis gibt.

Seit dieser Zeit war das Rittertum bis auf gewisse Reminiscenzen in den Kreisen des Adels und der Höfe beinahe vergessen. Erst vor einem Jahrhunderte etwa lenkte zunächst ein poetisches Interesse, und zwar in unserm Vaterlande, die Blicke auf das Mittelalter und hiemit auch auf das Rittertum zurück, und dem poetischen Interesse gesellte sich bald ein wissenschaftliches bei. Die durch Jacob Grimm und Karl Lachmann begründete deutsche Philologie hat seither die wichtigsten Denkmäler des mittelalterlichen und speciell des ritterlichen Lebens, wie sie uns in den Dichtungen jener Zeiten erhalten sind, zugänglich gemacht, die Sorgfalt zweier Generationen deutscher Gelehrter hat sich diesen Werken zugewendet. Den Deutschen folgten die Franzosen, zuletzt die Engländer in der Erforschung der ritterlichen Dichtung. Das wichtigste Ergebnis dieser Arbeit ist, dass uns in Deutschland wenigstens die hervorragendsten Werke der ritterlichen oder höfischen Poesie in einer der ursprünglichen Form möglichst nahekommenden Gestalt vorliegen. Hiemit ist viel erreicht, aber lange noch nicht alles. Die methodische Durchforschung der ritterlichen Dichtungen nach ihrer culturhistorischen Bedeutung, und zwar nicht blos in Bezug auf das Leben einer Nation, sondern in ihrem universal-historischen Zusammenhange — eine Aufgabe, welche Gervinus bereits vor Decennien als der Unternehmung wert und bedürftig hingestellt hat — ist noch kaum begonnen. Wie sollten wir auch bereits zu einer vergleichenden Literaturbetrachtung des gesammten Mittelalters gekommen sein, da uns ein solches Werk noch für den germanischen Völkerstamm fehlt! Es sind ja weit niedriger gesteckte Ziele noch unerreicht. Die einzelnen Werke der grossen Dichter selbst sind mehr auf ihre sprachliche und metrische als auf ihre künstlerische Form, und am wenigsten auf ihren Inhalt hin geprüft. Man spricht von Wolframs Tiefsinn, aber zur Erklärung des Parzival ist kaum

ein Anfang gemacht. Man ist einig, dass Gottfrieds Tristan eine grosse Leidenschaft in glänzender Farbengebung darstellt, und doch streitet man über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Tendenz d. h. also über die Idee des Werkes, ohne dass bisher die eine oder die andere Partei die Berechtigung ihrer Auffassung erwiesen hätte. Doch bezüglich der auf die Gral- und Tristansage zurückgehenden Gedichte hat es wenigstens an Fleiss und gutem Willen nicht gefehlt. Ganz schlimm kamen aber bisher die sogenannten Artusromane weg, obschon zwei von ihnen einen Mann zum Verfasser haben, den die Meister unserer Wissenschaft wie seine Zeitgenossen wenigstens in formeller Hinsicht sehr hoch gestellt, oder ihm sogar den Preis vor allen andern Dichtern zuerkannt haben. Man begnügt sich anzunehmen, dass Frauendienst, Kampfesfreude und Abenteuerlust den Inhalt der Artusromane wie des ritterlichen Lebens ausmachen, und dass eben deshalb jene Dichtungen in ritterlichen Kreisen so beliebt waren. Man begnügt sich diese Romane als eine Unterhaltungslektüre anzusehen, deren Wert vor dem veränderten Geschmacke einer spätern Zeit nicht bestehen konnte.

Ich habe nun ein Werk aus dem Kreise der Artusromane, und zwar den Iwein des eben gedachten Hartmann von Aue zum Gegenstande einer eingehenderen Untersuchung in Rücksicht auf seinen Inhalt gemacht. Ich habe mich gefragt, ob sich eine grundlegende Idee erkennen lasse, auf welche die ganze Komposition des Gedichtes Bezug nehme, und wie hienach rücksichtlich seines inneren Gehaltes der poetische Wert des Iwein zu bestimmen sei. Die Beantwortung dieser Frage bildet den Gegenstand dieses Vortrages. — Vorerst aber mögen mir noch zwei Bemerkungen gestattet sein.

Der Iwein des Hartmann von Aue ist kein Originalwerk. Er ist eine formell freie Bearbeitung des Chevalier au lyon, der den französischen Dichter Crestien von Troies zum Verfasser hat. Über das Verhältnis Hartmanns zu seiner Quelle existiren mehrere Arbeiten. Mir genügt keine von

denen, welche ich kenne. Ich habe selbst eine Arbeit über diesen Gegenstand vor, und hoffe, dass ihr die Herausgabe der Werke Crestiens, welche Professor Förster vorbereitet, wesentlich zu gute kommen wird. Für den gegenwärtigen Zweck genügt die Erklärung, dass Hartmann rücksichtlich des Inhaltes, der Idee und der Komposition des Iwein seiner Quelle fast ausnahmslos so treu gefolgt ist, dass man sagen kann, er habe das französische Gedicht einfach ins Deutsche übertragen. In Bezug auf die Idee und den gesammten innern Gehalt des Iwein hat Lachmann entschieden unrecht, wenn er S. 257 (2. Ausg.) behauptet, der französische Dichter des Chevalier au lyon habe dem deutschen überall nur den rohen Stoff gegeben. Die Behauptung Lachmanns trifft übrigens auch in anderer Beziehung nicht zu, und Gervinus (1^4, 376) hat ganz recht, wenn er sagt 'aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuten geneigt war, hätten die Franzosen ihren Löwenritter allerdings nicht so lange zurückzuhalten brauchen; denn fast alles, was im Iwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntnis oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen'. Alles, was ich von Hartmann sage, gilt also eigentlich und zunächst von Crestien, und ich habe den folgenden Betrachtungen nur deshalb den Iwein statt seiner französischen Quelle zu Grunde gelegt, weil sich die Aufmerksamkeit unserer Literarhistoriker, auf die ich mehrfach zu sprechen kommen werde, zunächst dem deutschen Gedichte zugewendet hat.

Ich will ferner nur noch erwähnen, dass für heute auch die Frage nach den Quellen des französischen Dichters und seinem Verhältnisse zu ihnen unerörtert bleiben kann. Englische, französische und deutsche Gelehrte haben über diesen Gegenstand gehandelt, ohne dass bisher in die Sache die wünschenswerte Klarheit gebracht worden wäre, sowol was die ursprüngliche Bedeutung der britischen Sagen anbelangt, die den späteren Artusromanen zu Grunde liegen, als die Beschaffenheit der Quellen, aus welchen Crestien unmittelbar geschöpft hat. Die ursprüngliche Bedeutung der von ihm bearbeiteten Sage war Crestien gewiss unklar.

Wenn übrigens wirklich das von Lady Guest herausgegebene und von San Marte ins Deutsche übersetzte wälische Märchen 'Die Dame von der Quelle' unmittelbar oder durch ein Medium, das den Inhalt unverändert liess, Crestien den Stoff zu seinem Löwenritter bot, so lässt das Verhältnis seiner Dichtung zu ihrer Quelle seine poetische Erfindungsgabe nur um so bedeutender erscheinen.

Ehe ich nun den Gang und die Resultate meiner Untersuchung über die Idee und die Komposition des Iwein darlege, wird es sich empfehlen, die Stimmen einiger Literarhistoriker über unser Gedicht nach der angegebenen Richtung hin zu vernehmen. Ich bin dies auch meiner früher ausgesprochenen Behauptung über die unverdient schlechte Behandlung der Artusromane von Seiten der Kenner schuldig.

Hören wir zuerst Vilmar (10. Aufl. S. 154), dessen Buch in aller Händen ist. Er gibt uns wohl die landläufige Ansicht. 'Die Eigenschaften der Erzählung fesseln uns (bei Hartmanns Iwein) in einem solchen Grade, dass wir, wenn uns auch der Stoff weniger Teilnahme einflösst, ja gleichgültig lässt, blos um der Darstellung willen mit steigendem Interesse des Dichters Worte verfolgen, und mit voller Befriedigung von ihm scheiden. Eine durchgreifende Idee finden wir freilich, wie schon bemerkt, in diesem Gedichte nicht — —'.

Eine solche grundlegende Idee hatte aber schon Benecke für das Gedicht, dem er zeitlebens eine so liebevolle Sorgfalt zugewendet hat, vorausgesetzt. Er meinte, sie sei in den ersten Versen des Hartmannschen Iwein ausgedrückt

Swer an rehte güete
wendet sîn gemüete,
dem volget sælde und êre.

'Erfüllt von dem Eindrucke', sagt Benecke zu Iwein 1, 'den die Idee seines Werkes auf Hartmann macht, und den die Darstellung dieser Idee auch auf andere machen soll, lässt er sogleich das Ziel seiner Dichtung in vollem Lichte

erscheinen: wer mit ganzer Kraft der Seele nach dem trachtet, was wahrhaftig gut ist, dem folgt Glück und Ehre. *Sælde und êre* leuchtet als unwandelbarer Leitstern in den ersten Zeilen des Gedichtes, *sælde und êre* in den letzten'. Hartmanns Gedicht schliesst nämlich mit den Worten

— got gebe uns sælde und êre.

Die eben citirten Eingangs- und Schlussverse in Hartmanns Gedicht fehlen bei Crestien, und Lachmann macht hiezu die bereits einmal angeführte Bemerkung 'der französische Dichter des chevalier au lion gab dem deutschen hier wie überall nur den rohen Stoff'. Die Bemerkung trifft im speciellen Falle, von ihrer Unrichtigkeit im allgemeinen abgesehen, nicht zu. Entweder nämlich lag die von Hartmann nach Beneckes Meinung ausgesprochene Idee wirklich in seinem Gedichte, dann war sie auch Crestien eigen, denn Hartmann hat an Inhalt und Komposition des Gedichtes nichts geändert, das Verdienst aber, die Moral einer Dichtung auszusprechen, ist nicht so gar gross, am wenigsten gegenüber der Erfindung und Durchführung des Grundgedankens' oder —? Oder Hartmanns Eingangsverse haben mit der Idee des Iwein zunächst nichts zu schaffen.*) Und das ist auch meine Meinung. Vilmar (a. a. O.) hat ganz recht, wenn er sagt 'den gutgemeinten, treuherzigen Gedanken, den der Dichter (Hartmann) wie an den Anfang so an den Schluss seines Gedichtes setzt, werden wir den Gedanken Gottfrieds oder gar den erhabenen Ideen Wolframs nicht gleichstellen wollen; es sind die Gedanken eines wohlgesinnten biederen Mannes, der von der Bildung seiner Zeit sich vor allem Billigkeit, Mässigung, Milde und Züchtigkeit angeeignet hat, und diese Tugenden der Gesellschaft auch an seinem Helden darzustellen, hervorzuheben und zu verherrlichen sucht.' Hartmann folgt gleich zu Anfang seines Werkes der ihm

*) Das hat auch Herr Fedor Bech in d. Einleit. zu Iw. S. XIII richtig gesehen.

eigentümlichen Neigung zu reflectiren — eine tiefere Bedeutung haben auch seine Eingangsverse nicht.

Ich gestehe dies lange bezweifelt zu haben. Ich war auch der Meinung, Hartmann habe im Eingange seines Iwein den in Crestiens Gedicht liegenden Grundgedanken darlegen wollen, wenn auch in anderem Verstande als Benecke annahm. Ich meinte, Hartmann wollte in Glück und Ehre die beiden Zielpunkte, zwischen welchen sich die Aktion seines Helden bewegt, den dadurch heraufbeschworenen Konflikt und die schliessliche Versöhnung der beiden mit einander ringenden Motive andeuten. Aber ich habe mich aus innern Gründen, aus dem Sprachgebrauche des Dichters, überzeugt, dass diese Annahme ganz unhaltbar ist. Für den moralisirenden Hartmann, darin mag Benecke recht haben, war der angeführte Satz vielleicht*) die Lehre, die er aus Crestiens Gedichte abzog. Dem ganzen Manne, sagt Hartmann, folgt Glück und Ehre — und wie Artus (Iw. 4 ff.) ein Beweis dafür ist, zeigt er uns die Wahrheit dieses Satzes auch an dem Helden seines Gedichtes, der durch seine *güete,* durch den vollen Einsatz seiner Mannestüchtigkeit aus einem verhängnisvollen Konflikt glücklich und ehrenvoll hervorgeht. Hartmann schickt also, wenn sich die Eingangsverse nicht blos auf v. 4 ff. beziehen, in Rücksicht auf die glückliche Lösung, die das von Crestien behandelte Problem findet, seinem Gedichte einen allgemeinen Satz voraus, dessen tröstlicher Inhalt wohl geeignet ist, um am Schlusse des Gedichtes in Form eines frommen Segenswunsches wieder auf ihn anzuspielen.

Merkwürdig ist Gervinus' Urteil. Er findet in den wallisischen Märchen, welche entweder die unmittelbaren Quellen der Artusromane waren oder doch diesen Quellen sehr nahe stehen, Eigenschaften, von welchen sich auch ein grosser Dichter angezogen fühlen konnte. 'Viele dieser Mär-

*) Zunächst, und ich meine auch überhaupt gehen Hartmanns einleitende Worte nur auf König Artus *(des gît gewisse lêre künec Artûs der guote).* Ich wollte oben nur vorbringen, was sich für Beneckes Meinung allenfalls noch sagen lässt.

chen', sagt Gervinus (I⁴, 259), 'haben die Anlage zu einer ideellen Ausführung, es ist darin oft eine psychologische Aufgabe zu lösen, — — — was selbst grosse Dichter anlocken konnte.' Diese Aufgabe findet er aber in unserm Iwein nicht nur nicht gelöst, sondern offenbar nicht einmal erfasst. Crestien muss ein simpler Stümper gewesen sein. 'Von epischer Anlage oder innerer Bedeutung ist darin (im Iwein) nichts zu suchen' sagt Gervinus (S. 371) ausdrücklich. 'Neben der durchaus schwachen und matten Form stösst uns zugleich der Inhalt ab, der jene bedingte. — — — Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht, wie sie nur eine dürftige Romanphantasie ersinnen kann, ist Alles.' Und doch lobt Gervinus Crestien als bedeutenden Dichter, und früher hat er Stoffe von der Art, wie sie im Iwein bearbeitet erscheinen, geradezu verlockend für einen Meister der Dichtung genannt.

Armer Crestien! Der eine findet dich flach und unbedeutend, der andere will dir eine Idee nicht gelten lassen, die erst dein Übersetzer in dein Werk hineingetragen haben soll, und die, wenn man genau zusieht, wirklich in deinem Gedichte nicht zu finden ist, der dritte lobt deine Kunst und findet deinen Stoff eines grossen Künstlers würdig — und doch soll, was du daraus gemacht hast, ein trauriges Ding sein von abstossendem Inhalt, in schwacher und matter Form!

Aber einer ist Crestien, oder wie er noch meinte Hartmann, doch gerechter geworden; ein umsichtiger, feinfühliger Mann, geneigter die mittelalterlichen Dichter verstehen als vom Standpunkte irgend welcher Theorien gleich Gervinus aburteilen zu wollen — ich meine Wilhelm Wackernagel. Im Erec und im Iwein, sagt Wackernagel (S. 191 vgl. 164), tritt uns die Kunst bewusster Aufstellung und Versöhnung sittlicher Gegensätze entgegen. 'Iwein erringt durch Abenteuer ein schönes, an Land und Leuten mächtiges Weib, Laudine; einmal zurückgekehrt an Artus Hof, versäumt er in der Lust der Ritterlichkeit die von der Gemahlin ihm gesetzte Frist: sie, erzürnt, sagt ihm

den Liebesbund wieder auf: der Schmerz darüber stürzt ihn in Wahnsinn. Nachdem er geheilt worden, muss er doch erst lange Irrfahrt und manche schwere Prüfung dulden, bis Laudine wieder ausgesöhnt, und so auch hier (wie im Erec) die Liebe wieder eins ist mit dem Heldentume.'

Dieser Wink, sollte man meinen, hätte doch den richtigen Weg zur Erklärung des Iwein sollen finden lassen. Der neueste Herausgeber des Iwein, Herr Fedor Bech, citirt auch in der Einleitung S. XIII die 'vortreffliche Auseinandersetzung von Wackernagel in der Literaturgeschichte S. 164 und 191', die ich soeben mitgeteilt habe. 'Dort (bei Wackernagel, sagt Herr Bech) wird mit Recht geltend gemacht, dass der Dichter seinen Stoff mit der ihn bezeichnenden Kunst bewusster Aufstellung und Versöhnung sittlicher Gegensätze behandelt habe. Minne und Heldentum, beide ursprünglich (?) eng vereinigt, geraten in Zwiespalt miteinander; erst nach langen und schweren Kämpfen tritt eine Versöhnung und demzufolge eine um so festere Vereinigung beider ein. Diesen Grundgedanken enthielt schon der Erec. Mit hellerem Bewusstsein hat ihn der Dichter im Iwein durchgeführt. — — Der Hauptheld des letzteren gerät gerade in den entgegengesetzten Fehler, indem er, von Gawein gewarnt, sich vor dem Verliegen Erecs zu hüten sucht. Dort, im Erec, so könnte man sagen, litt die Ritterlichkeit unter dem Uebermass der Minne; hier die Minne unter dem Uebermass der Ritterlichkeit.'

Und derselbe Herr Fedor Bech, der hier mit so viel Verständnis für Wackernagels Auffassung den Grundgedanken des Iwein entwickelt, spricht eine Seite vorher (S. XII nicht nur von 'lose zusammenhängenden Abenteuern', die bei Hartmann besser verknüpft erschienen als bei Crestien, sondern er sagt wörtlich: 'den mythischen Gehalt der (nochmals) nur äusserlich verknüpften Sagen zu ergründen oder sie zu Trägern einer den ursprünglichen Stoff wesentlich umgestaltenden Idee zu machen, hat freilich Hartmann so wenig verstanden als seine Vorgänger, die nordfranzösischen Dichter, welche

zuerst eine künstlerische Darstellung jener Sagen unternahmen. Eine solche Aufgabe lag aber auch nicht im Geiste der damaligen Zeit —.'

Das begreife wer kann! Ich bins nicht im Stande. Wohl aber glaube ich, dass nach dem bisher Gehörten der Versuch einer eingehenderen Erklärung des Iwein nach den von Wackernagel vor bereits 30 Jahren aufgestellten Gesichtspunkten als kein zweckloses Unternehmen angesehen werden dürfte. Indem ich daran gehe meine Auffassung der Sache vorzutragen, muss ich zu einem raschen Gange durch das Gedicht selbst einladen. Ich werde nur bei den Hauptpunkten, welche für die Darstellung der Idee und für die Komposition des Werkes von wesentlichem Belange sind, verweilen und mich überhaupt so kurz als möglich fassen.

Auf einem Pfingstfeste, das König Artus zu Karidol abhält, erzählt Kalogreant fünf Rittern, unter denen sich Iwein befindet, ein Abenteuer, das ihm vor Jahren in dem Walde von Breziljan begegnet war. Nachdem er in einer gastfreundlichen Burg gute Unterkunft gefunden, stösst er des andern Tages in der Wildnis auf einen Waldschratt, dem er auf die Frage, was er des Weges suche, die Antwort gibt 'ich suche Abenteuer.' 'Was ist das, Abenteuer?' fragt der Wilde. 'Das will ich dir erklären' antwortet Kalogreant. 'Sieh, wie ich gewaffnet bin: ich heisse ein Ritter, und ich habe die Absicht einen Mann zu suchen, der gewaffnet ist wie ich und mit mir streiten will. Erschlägt er mich, so bringt es ihm Ehre: siege ich aber über ihn, so hält man mich für einen Mann, und ich werde höher geachtet als zuvor. Ist deines Wissens hier in der Nähe etwa solch ein Wagnis zu bestehen, so verschweige mir es nicht und weise mich auf die Spur, denn nur darauf steht mein Sinn.' Wenn dem so sei, meint der Waldschratt, und er statt gemächlich zu leben nach solchen Mühsalen strebe, so solle er nur einen Brunnen, der ganz in der Nähe neben einer kleinen Kapelle stehe, aufsuchen. Sein Quell sei von einer immer grünen Linde beschattet. An silberner Kette hänge ein goldenes Becken von einem Aste des Baumes

nieder. Damit solle er aus dem Brunnen Wasser schöpfen und einen daneben stehenden Stein begiessen. Dann möge er, wenn er Mut habe, der kommenden Dinge harren. Komme er mit Ehren davon, so könne er von Glück sagen. Kalogreant folgt der Weisung und findet alles wie es ihm der Waldmann beschrieben hat. Der süsseste Vogelsang schallt von der Linde und findet Widerhall im Walde: der Brunnen und der smaragdene, mit Rubinen geschmückte Stein daneben bieten einen bezaubernden Anblick. Kalogreant schöpft Wasser und begiesst den Stein. Kaum hat er das getan, so verstummt der Vogelsang, die Sonne erlischt, schwarze Wolken steigen von den vier Enden des Himmels auf, tausende von Blitzen zucken und ein furchtbarer Donnerschlag wirft Kalogreant zu Boden. Ein Hagelwetter geht nieder, das den Wald zerbricht und von den Bäumen, die ihm trotzen, das Laub schlägt, dass sie kahl stehen als wären sie verbrannt. Bald aber verzieht sich das Wetter, die Sonne scheint wieder, die Vögel singen aufs Neue und Kalogreant glaubt sich in einem wiedergefundenen Paradiese. Da erscheint ein Ritter, des Brunnens Herr, und fordert ihn in zornigen Worten ob seines Frevels zum Kampfe. Vergebens will Kalogreant sich entschuldigen; er muss kämpfen, wird aber beim ersten Anlaufe bereits kunstgerecht *(vil schône)* hinters Ross gesetzt. Der fremde Ritter nimmt das Pferd des Besiegten ohne ihn selbst eines Blickes zu würdigen, und reitet weg. Er tut zu Kalogreants grösstem Verdrusse gerade so, als ob er solchen Kampf täglich zehnmal bestünde. Beschämt tritt Kalogreant zu Fusse, und nachdem er die Rüstung, die ihn im Gehen hindert, ausgezogen hat, den Rückweg an. Er sei töricht gewesen, so schliesst er seine Geschichte, dass er seine Schande nun auch noch erzählt habe. (1—802.)

Als König Artus die eben erzählte Geschichte erfährt, schwört er bei der Seele seines Vaters (sein höchster Schwur!), dass er über 14 Tage, zu St. Johannis Nacht, bei dem Zauberbrunnen mit all seiner Macht erscheinen werde um Kalogreants Schmach zu rächen. Hiezu hat

sich aber früher schon Iwein, der mit Kalogreant verwandt ist, entschlossen. Deshalb stiehlt er sich nun, gewillt das Abenteuer allein zu bestehen, vom Hofe um dem Könige zuvorzukommen. Er findet den Weg, den Kalogreant beschrieben, die gastfreundliche Herberge, den Waldmann, und schliesslich den Zauberbrunnen. Er begiesst den Stein, es entsteht ein Unwetter wie es früher geschildert worden, und darauf erscheint des Brunnens Herr. Aber Iwein ist ein gefährlicherer Feind als Kalogreant: er verwundet seinen Gegner tödtlich und verfolgt ihn, da er sich zur Flucht wendet, bis in seine Burg. Knapp an einem Falltor, das für die damalige Zeit bereits ungemein sinnreich konstruirt ist, indem es nämlich auf den Eindringling, der seinen Mechanismus nicht kennt, sofort mit ungeheurer Wucht niederrasselt, erreicht er den Burgherrn und schlägt ihm noch eine Wunde. Dem Umstande, dass er sich dabei weit vorbeugt, verdankt er seine Rettung, denn gleich hinter ihm fällt das Falltor nieder: es schneidet das Pferd, auf dem Iwein reitet, inmitten des Sattels entzwei und schlägt dem Ritter selbst die Schwertscheide und die Sporen an den Fersen ab. Da der tödtlich verwundete Wirt noch den Hof durchreitet und ein zweites Falltor herablässt, ist Iwein im Hause seines Feindes gefangen. (803—1134.)

In dieser Not bringt ihm eine Jungfrau, Lunete mit Namen, die er sich einst durch freundliches Entgegenkommen an Artus' Hofe verpflichtet hat, unerwartete Hilfe. Sie erzählt ihm, dass der Burgherr seinen Wunden erlegen sei, und gibt ihm einen unsichtbar machenden Ring, der ihn vor den Burgleuten, die den Mörder ihres Herrn im Hause wissen, verbergen soll. (1135—1300.)

Von dem Gemache aus, in das ihn Lunete gebracht hat, sieht er die Leiche des Schlossherrn zu Grabe tragen. Hinter der Bahre geht in Jammer aufgelöst das Weib des Erschlagenen. Sie sehen und glühende Liebe für sie fassen ist bei Iwein eins. Wären ihm nun alle Pforten aufgetan, er möchte die Burg nicht verlassen. Er macht Lunete zur Vertrauten seiner Leidenschaft, und die Jungfrau ist rasch

entschlossen bei ihrer Herrin Laudine, der Burgfrau und Königin des Landes, für Iwein zu werben. Obschon anfangs bitterböse aufgenommen, hat die Werbung doch schon tags darauf Erfolg. Iwein und Laudine werden ein Paar. (1301—2445.)

Diese Stelle hat bei den Beurteilern oder Verurteilern des Iwein den meisten Anstoss erregt. 'Die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieser britischen Dichtungen', sagt Gervinus I⁴, 371, 'die auch die Kunst des Chretien von Troyes und das Wenige, was Hartmanns Eigentum dabei ist, nicht ganz verdecken konnte, ist abschreckend.' Ich will Crestien nicht damit entschuldigen, dass ihm dieser Zug durch die Sage, in der er durch eine jetzt verdunkelte mythische Beziehung ursprünglich wohl motivirt sein mochte, gegeben war, obschon ihm und seinen Zeitgenossen wohl nichts schwerer fiel als sich von der Überlieferung der Sage, welche eine Art historischer Beglaubigung in Anspruch nahm, zu emancipiren — eine Tatsache, die der Kritiker, wenn er billig sein will, nicht unberücksichtigt lassen darf. Aber war Gervinus denn die Geschichte von der treulosen Witwe unbekannt, die in den Literaturen aller Zeiten und Völker begegnet und also doch wohl in der Psychologie des Weibes ihre Erklärung finden muss? Hat er vergessen, wie die Prinzessin Anna bei Shakespeare sich von Richard von Gloster kirren lässt? und dass er diese Scene in seinem Buche über Shakespeare (I⁴, 343 f.) ausdrücklich rechtfertigt? Er nennt die Rolle, die Anna spielt, weder unglaublich noch gezwungen. Und wem ergibt sich diese Anna? einem Ungeheuer, missgestaltet und falsch, das ihr den Gemahl und ihren zweiten Vater, den König, an dessen Bahre sie steht, erschlagen — und warum? weil Gloster mit plumper Schmeichelei ihre weibliche Eitelkeit zu kitzeln weiss. Ein recht deutlicher Beweis, mit wie verschiedenem Massstabe von den Ästhetikern oft gemessen wird. Ist denn Laudine dieser Anna gegenüber so gar zu verdammen? Ihr Land, dessen Schicksal an das der Quelle geknüpft ist (1823 ff. 7808—7820), ist in Gefahr, denn König Artus hat

bereits angekündigt, dass er zur Johannisnacht bei dem Brunnen erscheinen werde, und niemand ist jetzt da, der ihm wehren könnte. Zudem hat Iwein ihren Gemahl in ehrlichem Zweikampfe erschlagen. Er muss ihn demnach auch an ritterlichen Tugenden weitaus übertreffen — für ein Weib ihrer Zeit kein geringes Argument —, jedenfalls kann er Brunnen und Land am besten verteidigen. Und endlich, sie darf von ihm, der in sinnverwirrender Liebe sein Leben in ihre Hand legt (2294), erwarten, dass er ihr für die Kränkung, die er ihr zugefügt, durch um so grössere Zärtlichkeit Ersatz biete (2069 ff.) — ein wichtiges Motiv für den Dichter, so wichtig, dass er es nicht besser erfinden konnte, wenn man an den später zwischen Iwein und Laudine ausbrechenden Konflikt denkt. Und Iwein ist an Schönheit und Güte wie an Tapferkeit das Ideal eines Ritters!

Doch die Stelle ist für die Grundidee des Gedichtes ganz irrelevant. Iwein und Laudine lieben sich, heiraten sich, und als König Artus seinem Eide gemäss bei dem Zauberbrunnen erscheint und den Stein begiesst, tritt Iwein ihm bereits als neuer Herr der Quelle und des Landes entgegen. Er wirft den hämischen Keii, der den ersten Kampf begehrt hat, vom Rosse, dann aber gibt er sich zu erkennen und lädt den König Artus mit all seinen Rittern an seinen Hof, an welchem nun ein prächtiges Fest gefeiert wird. (2446—2762.)

Da nimmt der ritterliche Gawein unsern Helden, der ihm innig befreundet ist, zu geheimer Zwiesprache bei Seite. Er ermahnt ihn nunmehr über der Liebe zu seinem Weibe nicht der Ritterschaft zu vergessen, er warnt ihn sich zu 'verliegen', wie Erec es getan habe, er warnt ihn vor der Gefahr, innerhalb seiner vier Pfähle, wie wir sagen, ein Philister zu werden. Er habe durch seine Kühnheit ein herrliches Weib und ein reiches Land gewonnen; wolle er jetzt aber darüber seine Ritterlichkeit einbüssen, so sei er ärmer als jeder tapfere Degen, der nicht eine Hube Landes sein nenne. Gerade jetzt, da sich Reichtum mit seinem Mute gepaart habe, müsse er ausziehen und die Welt mit seinem

Ruhme erfüllen. Er möge rasch entschlossen seine Frau um Urlaub bitten und gleich mit ihm kommen. (2763—2912.)

Iwein hört auf Gaweins Rat. In guter Stunde weiss er sein Weib zu bestimmen ihm zuzusagen, was er von ihr erbitte. Freilich reut sie ihre Zusage, als sie hört um was es sich handelt. Doch sie hat ihr Wort gegeben Iwein auf ein Jahr auf Ritterschaft ausziehen zu lassen. Sie schärft ihm ein die Frist genau einzuhalten, wenn er schon nicht früher käme. Sie erinnert ihn, dass nicht nur sie, sondern dass auch Brunnen und Land ohne ihn verwaist und schutzlos seien. Sie schwört ihm ewig feind zu sein, wenn er sich versäume, und Iwein schwört die Frist einzuhalten, wenn ihn nicht unüberwindlicher Zwang *(êhaftiu nôt)* daran hindere. Darauf gibt sie ihm einen glückbringenden Ring, den sie noch keinem anvertraut, als Liebespfand, und begleitet ihn, als König Artus aufbricht, noch eine Strecke weit, das Herz erfüllt von Trennungsweh. Auch Iwein geht der Abschied nahe. Mit lachendem Munde reitet er weg, aber Tränen trüben ihm die Augen. (2913—3028.)

Hier ist das Thema, der eigentliche Vorwurf unseres Gedichtes gegeben. Was vorher gegangen ist, ist nur Exposition. Gawein rüttelt unsern Helden aus einem Zustande innerster Befriedigung, seeligsten Glückes auf, der ihn ganz die Idee hatte vergessen lassen, die sein früheres Leben einzig und allein bestimmt hatte. Ja wohl, die Idee. Das will vor allem erkannt sein. Das Rittertum ist kein blosser Zeitvertreib, kein Sport, gut genug die lange Weile zu vertreiben. Es war historisch entstanden in einem Lande und zu einer Zeit, wo die mächtigsten Interessen, die den Mann zur Aktion bestimmen, die gewaltigsten Leidenschaften, die sein Blut in Wallung bringen können, zusammentrafen, um es als einen heiligen Orden in Erscheinung treten zu lassen. Religion, Patriotismus und persönliche Rücksichten auf Stellung und Vermögen, der Hass gegen eine fremde Religion und eine fremde Rasse, welche gegen göttliches und menschliches Recht den Besitz des heimatlichen Bodens an

sich gerissen hatte, erfüllte die in die Pyrenäen zurückgeworfenen Gotengeschlechter Spaniens mit einem Fanatismus, der die Idee des von der Kirche geheiligten Kampfes gegen die Ungläubigen in den Mittelpunkt des nationalen Lebens treten liess. Von hier aus verbreitete sich diese Idee zu den Herrengeschlechtern der Provenzalen, Franzosen, Normannen und Bretonen. Bei Kelten und Germanen begegnete sie hier verwandten Traditionen. Waren doch Kelten und Germanen im Altertume gleich kriegerische Nationen, war doch bei den Germanen die nationale Heldensage und mit ihr die Auffassung des Kampfes als der dem Manne ehrenvollsten und von der Religion selbst gebotenen Tätigkeit noch nicht vergessen, hatten doch die Normannen eben erst ihre abenteuerlichen Wanderzüge hinter sich. Und nun erhob sich zu Anfang des 12. Jahrhunderts das ganze Abendland, die ganze Christenheit zu dem Riesenkampfe gegen den Orient. Nicht im ganzen Volke, aber in den Kreisen des Adels findet im 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine förmliche Nachblüte des heroischen Zeitalters der Völkerwanderung statt, und wie damals, und wie in jeder heroischen Zeit, so bildet sich auch jetzt der moralische Grundsatz aus, dass Tapferkeit die höchste Tugend, und dass der kräftigste und der kühnste Mann der beste sei. Und das ist tatsächlich, losgelöst von minder wesentlichen, wenn noch so enge mit ihm verknüpften Zusätzen, der eigentliche Kern in der Moral des Rittertums, wie es ohne Rücksicht auf seinen historischen Ursprung, ohne Rücksicht auf den ihm ursprünglich anhaftenden religiösen Charakter, zumeist von französischen und deutschen Dichtern idealisirt wurde. Das Ideal des Ritters ist der fahrende Ritter, der bei aller äusserlichen Verschiedenheit mit dem altgermanischen Recken wesentliche Grundzüge gemein hat, der, wie jede Idealfigur, dem gemeinen Leben zwar fremd geblieben ist, und doch jedem Ritter als Ideal vorschwebte, der eben deshalb das Rittertum lange überdauert hat, bis ihn

Cervantes-Saavedra aus der Welt schaffte, indem er ihn zum Don Quixote karikirt hat.

Iwein, Gawein, Kalogreant — sie alle sind also Vertreter einer Idee, einer grossen, ernstgemeinten Idee. Von Erec heisst es (Erec 7250 ff.): 'Kein Erdending gieng ihm über die Freude der Ritterschaft. Dies Leben hatte er sich erkoren, nichts konnte ihm dafür Ersatz bieten, es war sein Schlaf und seine Speise.' Und an diese Idee wird Iwein von seinem Freunde gemahnt, als er ihrer über der Liebe zu Laudine vergessen hat. Es kommt zum Konflikte zwischen der Liebe und dieser Idee, zunächst freilich nur in der Brust des Helden, bald aber, der Leser errät es noch ehe es ihm der Dichter sagt, auch zwischen Iwein und Laudine. Warum?

Darum weil Mann und Weib zu einer der elementarsten Empfindungen ihres Seins, die sie einigt und in dieser Vereinigung beglückt wie kein anderes Glück beglücken kann, weil jedes von ihnen zur Liebe selbst dennoch in einem anderen Verhältnis steht. Das liebende Weib ist nur Liebe, es kennt nichts als Liebe, und wie sein Gefühl ausschliesslich ist, unbeschränkt, unendlich, so erwartet es auch vom Manne, dass er über der Liebe alles andere vergesse. Wie es sich bedingungslos, selbstvergessen hingibt, fordert es auch den ausschliesslichen Besitz des Geliebten. Aber für den Mann *hat* es früher bereits etwas gegeben, das sein ganzes Wesen in Anspruch nahm, und das ist die *Idee*, für die er gelebt hat, ehe er liebte: sei es Ruhm, Macht, Wissen, oder wie hier Ritterschaft. Diese Idee ist ihm nicht angeboren, sondern — es ist das wohl zu beachten — *anerzogen*. Er hat sich mühevoll zu ihr emporgearbeitet, vielleicht Not und Entbehrung für sie gelitten, oder wenn er zu den Glücklichen gehört, so hat er sie in seeliger Stunde überzeugt von ihrer Wahrheit und begeistert von ihrer Schönheit in sein Herz geschlossen, er ist dann für sie eingestanden mit seiner ganzen Manneskraft, er ist bereit ihr alles, sein Glück, sein Leben zu opfern, er kann und mag nicht leben ohne sie, ihr Dienst

ist ihm die heiligste Pflicht geworden. Deshalb erinnert er sich ihrer wieder, wenn er sie auch eine Zeit lang über der Liebe vergessen hat und mit dem Weibe nur Natur gewesen ist. Denn das Weib ist nur Natur. Hierin liegt die Grösse und die Beschränktheit seines Charakters. Es kennt nur natürliche Pflichten. Deshalb ist auch die Ideenwelt des Mannes dem Weibe unbegreiflich, unfassbar. Das Weib stellt sich sogar der Idee, in deren Dienste es den Mann sieht, sofort feindselig gegenüber, da die Idee ihm den Mann, den es ausschliesslich besitzen will, entfremdet; es ist eifersüchtig auf die Ideenwelt des Mannes.

So wäre der Konflikt zwischen Idee und Liebe auf alle Fälle unvermeidlich, wo immer die Liebe Gelegenheit findet sich ganz unbehindert ihr Recht zu schaffen d. i. in der dauernden Verbindung der Liebenden, also in der Ehe, wenn die Liebe des Weibes nicht in sich selbst ihr Korrektiv fände. Aus Liebe zum Manne lässt das Weib ihn seinen Ideen nachgehen; weil der Mann es so will, tritt das liebende Weib freiwillig vor der Idee zurück — aber, doch nicht für immer? Nein, bis zu dem Zeitpunkte, den der Mann selbst festsetzt für seine Rückkehr aus der Ideenwelt in die Welt der Liebe. Und hier ist das Weib nun höchst empfindlich. Nichts empfindet es schwerer, als wenn der Mann, von dem es ja nicht begreifen kann, wie er sich abwenden konnte von ihm, selbst nur die kürzeste Zeit, wenn dieser Mann nun vergisst zurückzukehren. Nur aus Liebe zum Manne, gegen seine Einsicht, gegen seine Empfindung hat das Weib sich zu einem Kompromisse bereit finden lassen — wenn der Mann nun seinem Versprechen untreu wird, war da die Eifersucht des Weibes nicht wohlbegründet? und ist die Eifersucht nicht die gefährlichste Feindin der Liebe? kann sie nicht am ehesten Liebe in Hass verwandeln, wenn sie sich überzeugt hat, dass sie berechtigt ist?

Nicht weibliche Laune ist es also, wie Simrock (Altd. Leseb. in neudeutscher Sprache S. 229) meint, dass Laudine es mit der gestellten Frist so genau nimmt, dass sie

Iwein unversöhnlichen Hass androht, wenn er sich über die Frist hinaus versäume, und dass sie später aus der Drohung Ernst macht, sondern ihre Empfindlichkeit ist tief in der Natur des ganz und nur in Liebe lebenden Weibes begründet.

Ein Problem der Ehe ist es, das uns Crestien in seinem Werke vorlegt, und ich glaube keinem Widerspruche zu begegnen, wenn ich sage, dass bereits die Aufstellung dieses Problems uns ebenso den Scharfblick des Dichters in der Beobachtung der menschlichen Seele, als das Feingefühl der Gesellschaft, für welche Crestien und Hartmann dichteten und in welcher sie auf Interesse und Verständnis für ein solches Problem rechnen konnten, bewundern lässt. — ein Problem, das geradezu moderner Denk- und Empfindungsweise entspricht. Wenn es im wirklichen Leben selten begegnet, so hat dies nur darin seinen Grund, dass es ein hochentwickeltes Feingefühl in psychischer Beziehung zur Vorauszetzung hat, und es ist eben überraschend die höfische Gesellschaft des 13. Jahrhunderts in dieser Hinsicht bereits so zart organisirt zu finden. Wenn sich der angedeutete Konflikt übrigens, wo er in Wirklichkeit begegnet, nicht so scharf zuspizt wie etwa im Iwein, so hat dies wieder darin seinen Grund, dass das gemeine Leben eine Kette von Kompromissen ist. Es wird im gemeinen Leben wenigstens nicht immer so heiss gegessen als in der Poesie gekocht wird. Die im wirklichen Leben aber nur im Keime liegenden Konflikte des seelischen Lebens aufzugreifen, zu steigern und voll auszugestalten, das ist ja eben ein Lieblingsthema grosser Dichter. Es ist daher geradezu auffällig, dass der Gegenstand unserer modernen Dichtung so fremd geblieben ist. Ich kenne nur ein Werk, das ihn behandelt, allerdings ein Werk ersten Ranges — ich meine den Lohengrin Richard Wagners. Eine Parallele der Dichtung Wagners mit der Crestiens dürfte nicht ohne Interesse sein. Wagner fasst unser Problem von einer andern Seite an. Aus der hehren Ideenwelt des Gralrittertums voll übermenschlicher Majestät und Wonne treibt Lohengrin gleich-

wohl heisses Sehnen zu dem Weibe, dessen Liebe allein dem Manne höchstes Glück bereiten kann. Aber obschon er sich Elsa ganz hingeben und nur in ihr leben will, so bleibt er doch der Welt verbunden, der er bisher angehört hat, wieder angehören soll, der er folgen, der er dienen muss, wenn sie ihn ruft, und die jedem andern, auch seinem Weibe, unzugänglich und deshalb verschwiegen bleiben muss. Im 'Lohengrin' ist die Bedeutung der Idee, deren Dienste der Mann sein Leben weiht, aufs höchste gesteigert — die Idee erscheint hier so erhaben, so heilig, dass sie als unnahbares Geheimnis gehütet wird, an das zu rühren bereits Frevel ist. In Lohengrins ganz einer hehren Idee geweihtem Leben ist die Liebe des Helden zu Elsa bereits ein Kompromiss, zu dem des Mannes Ideenwelt sich bereit finden liess, sowie die Liebe Laudinens sich zu dem Kompromisse versteht den geliebten Mann unter einer gewissen Bedingung seiner Idee leben zu lassen. Im 'Lohengrin' ist gerade so die Idee von vorneherein der Liebe entgegengesetzt und gewissermassen auf sie eifersüchtig, wie umgekehrt im Iwein die Liebe der Idee feindselig gegenübersteht. Deshalb knüpft Lohengrin seine Liebe an eine Bedingung. Er fordert von Elsa, dass sie aus Liebe zu ihm sein Geheimnis achte. Der Bruch dieses Versprechens, das Elsa gibt, führt hier ebenso den Konflikt herbei, wie in unserm Gedichte der Wortbruch Iweins, nur dass im 'Lohengrin' aus Gründen*), auf die ich hier nicht näher eingehe, hiedurch zugleich ein tragischer Ausgang bedingt ist. — Ich wollte hier nur darauf aufmerksam machen, wie sich Crestien mit dem grössten modernen Dichter in seinem Thema begegnet.

*) Lohengrin hat nämlich von Elsa die Einhaltung der nicht von ihm, sondern von der Welt, der er dient, gestellten Bedingung zugleich persönlich als einen Beweis des von ächter Liebe unzertrennlichen höchsten Vertrauens gefordert. Das ist eine neue Idee, die in den Mittelpunkt der Handlung tritt und den Konflikt, welchen die Stoffe Crestiens und Wagners gemein haben, so verfeinert und steigert, dass eine andere als eine tragische Lösung nicht möglich ist.

Es erübrigt mir nunmehr nur noch in Kürze darzustellen, wie Crestien seinen Grundgedanken durchgeführt, und wie er darnach die Komposition seines Gedichtes eingerichtet hat.

Die Komposition des Werkes ist streng einheitlich, wie ich gleich vorweg erklären will. Wir erfahren nichts von Iweins und Gaweins Abenteuern. In wenigen Zeilen erzählt uns der Dichter, Iwein habe tatsächlich, wie wir befürchtet, die ihm zur Rückkehr gesetzte Frist versäumt. Als er ruhmvoll von einem Turniere an Artus' Hof zurückkommt, und ihm eben, während ihn lauter Jubel umgibt, die Reue über seinen Wortbruch und die Sehnsucht nach seinem Weibe schwer aufs Herz fällt, kommt Lunete im Auftrage ihrer Herrin mit einer Unglücksbotschaft. Sie verkündet Iwein, seine Frau wolle nichts mehr von ihm wissen, sie schilt ihn treulos und zieht ihm zuletzt, ohne dass er es in stumpfem Schmerze hindert, Laudinens Ring vom Finger. Iwein stiehlt sich lautlos von Artus' Hof, er geht in die Wildnis und wird wahnsinnig. Durch die heilkräftige Salbe einer Dame, die ihn an der Landstrasse schlafend findet, gerettet, kommt er bald darauf wieder, nachdem er den Feind seiner Wohltäterin besiegt und einen Löwen, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm beigestanden, zum treuen Begleiter gewonnen, durch Zufall in das Land seiner Frau zu dem Zauberbrunnen. Der Anblick des Brunnens erinnert ihn, wie er durch seine Schuld Ehre, Land und Weib verloren habe und er fällt vor Schmerz in tiefe Ohnmacht. Dann bricht er in laute Klagen aus. Da meldet sich Lunete, die in der Kapelle gefangen ist und am nächsten Tage verbrannt werden soll, wenn sich nicht ein Ritter findet, der für sie streitet. Hämische Neider haben ihr das Unglück ihrer Herrin, in das Iweins Verrat sie gebracht hat, so lange Schuld gegeben, bis sie sich selbst zu einem Gottesurteile bereit erklärt hat, in der Hoffnung Gawein oder Iwein selber zum Verteidiger zu gewinnen, was ihr aber bisher nicht möglich gewesen. Da gibt sich Iwein zu erkennen und verspricht Luneten andern Tages für sie streiten zu wollen. Dass

er am nächsten Morgen durch den Kampf gegen einen Riesen, den Hochherzigkeit und Freundschaft ihn für seinen Wirt aufnehmen lassen, sich beinahe verspätet die versprochene Rettung zu bringen, macht nicht nur die Erzählung spannender, sondern gibt dem Dichter auch Gelegenheit, seinen Helden, indem er seine Gewissenhaftigkeit mit seiner Hilfsbereitschaft jedem Bedrängten gegenüber in förmlichen Streit bringt, im schönsten Lichte zu zeigen. Iwein kommt gerade recht um Lunete, die schon verbrannt werden soll, zu retten, indem er ihre Ankläger besiegt. Beweist dieser Sieg des unbekannten Ritters, für den Laudine sichtliche Teilnahme zeigt (5459 ff. 5471 ff.), im Gottesgerichte freilich zunächst nur Lunetens Unschuld, so muss er doch auch Iwein fortan in den Augen seiner Gattin in etwas milderem Lichte erscheinen lassen, und insoferne trägt er dazu bei, die Versöhnung zwischen Iwein und Laudine vorzubereiten, um welche sich übrigens Lunete ausdrücklich bemühen zu wollen verspricht. (3029—5563.)

Zunächst hält Iwein offenbar eine solche Versöhnung für unmöglich. Und wie der Dichter das Problem gefasst hat, hat er ganz recht seinen Helden so denken zu lassen. Ich begreife gar nicht, wie Gervinus (S. 374) dem wälschen Märchen, das die Versöhnung zwischen Iwein und der Frau des Brunnens hier sofort eintreten lässt, den Vorzug geben konnte. Dann war ja wirklich Laudinens Zorn nur eine weibliche Laune, und dann haben ja wirklich alle Heldentaten, die Iwein noch verrichtet, keinen Zusammenhang. Aber ich vergesse, dass Gervinus an einen Grundgedanken im Iwein überhaupt nicht glaubt und am wenigsten an die einheitliche Komposition des Gedichtes, die gerade am deutlichsten in die Augen fällt, wenn man unser Gedicht mit dem wälschen Märchen in Bezug auf die Versöhnung Iweins mit seiner Gattin vergleicht.

Bei Crestien schwebt Iwein, da er unerkannt von seiner Frau scheidet, offenbar der Gedanke vor, durch glänzende Betätigung des Rittertums, d. h. der Idee, der er sein Glück, seine Liebe, hintangesetzt hat, die Berechtigung seines

ideellen Strebens zu erweisen und so seine Frau zu bewegen, ihn aufs neue schätzen zu lernen (vgl. 5503—5506. 5517—5520).

Unmittelbar hieran schliesst sich die von einer einzigen Episode (6080 — 6866) unterbrochene Erzählung von den Töchtern des Grafen von Schwarzdorn, von denen die ältere ihre Schwester um das Erbe bringen will. Sie hat auch bereits Gawein zu ihrem Ritter gewonnen. Nun wendet die jüngere sich an den Ritter mit dem Löwen, wie Iwein sich mit Verschweigung seines Namens nunmehr nennen lässt. Dieser Handel bringt Iwein mit dem berühmtesten Helden der Tafelrunde in ruhmvollen Kampf (denn der Sieg bleibt unentschieden), und gibt ihm, da Artus und die ganze Tafelrunde ihm den Preis der Ehren zuerkennen, sein Selbstbewusstsein wieder. (5564—7780.) Dass der Dichter bei der Schilderung dieses Kampfes und der Abenteuer seines Helden überhaupt ausführlich verweilt, war nicht nur durch den Stoff, sondern auch durch die Idee seines Werkes geboten.

Sein wiedergewonnenes Selbstbewusstsein verbunden mit der Sehnsucht nach dem Weibe, dessen Liebe er durch eigene Schuld in Hass verkehrt hat, lässt Iwein nun den kecken Entschluss fassen sich seine Gattin durch Gewalt wieder zu gewinnen. Er geht zu dem Zauberbrunnen und begiesst den Stein. Durch Lunetens List wendet sich Laudine an den berühmten Ritter mit dem Löwen mit der Bitte um Hilfe, die ihr zugesagt wird, wenn sie verspreche den Ritter mit seiner Dame zu versöhnen. Sie gelobt eidlich es zu tun, wenn sie es vermöge. Da führt Lunete Iwein vor Laudine: sie selber ist die Frau, die sich der Ritter mit dem Löwen zu versöhnen sucht. (7781—8074.)

Wer fühlt nicht sofort, dass diese Lösung erkünstelt ist? Der Dichter will uns in dieser Hinsicht auch gar nicht täuschen. Laudine hält ihren Standpunkt in voller Schroffheit aufrecht. Sie tritt zurück, als sie hört, dass Iwein vor ihr stehe, und sie erklärt ausdrücklich, weder freier Wille noch Zwang hätten sie zur Versöhnung vermögen können nur der Eid halte sie gebunden (8075—8092).

So lässt Crestien das Problem, das er aufgestellt hat, eigentlich ungelöst — sei es aus höfischer Galanterie, wonach das Weib zuletzt recht behalten muss, oder indem er einem Zuge folgt, den wir auch bei neueren französischen Dichtern, in unzähligen Dramen und Romanen, hervortreten sehen, und den wir in der französischen Dichtung fast als national bezeichnen können: geistreich zu sein und dabei nicht tiefsinnig. Französische Dichter lieben es den subtilsten Motiven des psychischen Lebens nachzugehen, durch geschickte Kombination den Leser oder Hörer in immer neue Verwunderung zu setzen, und schliesslich, wenn ihr Scharfsinn sich in der Erfindung überraschender Effekte hinlänglich betätigt hat, die ganze Frage wie gelangweilt fallen zu lassen, d. h. sie für das Publikum zu einem neuerdings überraschenden und äusserlich, aber auch nur äusserlich befriedigenden Abschlusse zu bringen. So dürfte auch Crestiens Dichtung zu beurteilen sein.

Wunderlich und fast rührend ist es, wie Hartmann von Aue die dem Deutschen gar zu fühlbare Härte Laudinens zu mildern suchte.*) Nachdem Iwein rückhaltlos seine Schuld eingestanden hat, wirft sich ihm auch Laudine zu Füssen, und bittet ihn ihr all den Kummer zu verzeihen, den sie ihm bereitet habe (8121—8131). Es ist kaum notwendig zu bemerken, wie wenig er dadurch dem Gedichte in seinem Sinne aufzuhelfen im Stande ist. Er hätte an seinem Originale eine tiefgehende Änderung vornehmen müssen, wenn die Stelle nicht unmotivirt und widerspruchsvoll neben der andern stehen sollte. Dann hätte er wohl auch eine ganz andere Lösung des Konflikts zwischen Iwein und Laudine gefunden, als Crestien sie ihm bot. Aber wir wollen uns ja hüten dem liebenswürdigen Hartmann zu nahe zu treten — es

*) Schon die zart empfundenen Verse (8094—8096)

gedienen müez ich noch umb in
daz er mich lieber welle hân
danner mich noch hât getân

bereiten darauf vor.

lässt sich kaum ermessen, wie gebunden sich die deutschen Dichter durch ihre Quelle fühlten.

Ich komme zum Schlusse. Ich glaube nachgewiesen zu haben, dass der Iwein, wie man auch sonst über seinen künstlerischen Wert denken möge, einen Grundgedanken und eine streng einheitliche Komposition aufweist. Wichtiger noch als diese Tatsache für die Literaturgeschichte ist scheint mir die Eigenart des Grundgedankens selbst für die Kulturgeschichte der höfischen Kreise des Mittelalters. Der Iwein behandelt eines der wichtigsten und schwierigsten Probleme in den Beziehungen zwischen Mann und Weib. Erinnern wir uns, wie diese Beziehungen in dem zur selben Zeit in Blüte stehenden Volksepos aufgefasst erscheinen, denken wir z. B. an Siegfrieds Werbung um Kriemhilde in den Nibelungen, oder gar wie dort für Giselher um Rüdegers Tochter angehalten wird, so bezeichnen uns die nationale und die höfische Epik des Mittelalters zwei unendlich weit auseinander liegende Phasen in der geistigen Entwicklung unseres Volkes. Auf einem der wichtigsten Gebiete unseres psychischen Lebens, in den Beziehungen der Geschlechter zu einander, zeigt die eine dieser Phasen traditionelle Gebundenheit, die andere individuelle Freiheit. Und so fremdartig uns die höfische Bildung und Dichtung in vieler Hinsicht der heimischen gegenüber ist, so nahe berührt sie sich dadurch mit unserer modernen Kultur.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

8 Nov '64 JS	
REC'D LD	JUL 14 1966 65
OCT 26 '64-11 AM	IN STACKS
1 Sep '65 VB	JUN 30 1966
	JUL 8 '66 3 3 RCD
IN STACKS	
AUG	MAY 2 1969 16
IN STACKS	REC. CIR. NOV 19 '75
AUG 18 1965	
Oct 1 (cancel 14 Sep)	JUN 16 '69 -12 M
REC'D LD	
SEP 11 '65 -12 M	NOV 29 1975 34

LD 21A–40m-11,'63
(E1602s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

M89107

PT 534
I5B5

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY